

Josef Greifer

**Kurze Erzählung eines langen Lebens
Augenzeugenbericht einer Tragödie und Kampf
im Minsker Ghetto 1941—1944**

Rezensent:

Professor für Geschichte, E.G. Joffe

Redaktioneller Rat:

Direktor der Internationales Bildungs- und Begegnungsstätte, Doktor der
Philosophie V.F. Balakirev

Leiter des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerkes
Peter Junge - Wendrup (Deutschland)

Vorsitzender der belarussischen jüdischen öffentlichen Organisationen und
Gemeinden L.M. Levin

Vorsitzender des Aufsichtsrates, Professor Manfred Zabel (Deutschland)

Josef Greifer

Kurze Erzählung eines langen Lebens. Augenzeugenbericht einer Tragödie
und Kampf im Minsker Ghetto 1941—1944 / Redaktion Kusma Kosak /
Übersetzung aus dem Russischen: Maria Patschepko, Anastasia Popkowa,
Maximilian Vörtler; Betreuung durch Jürgen Eberhardt. — Minsk: Verlag I. P.
Logvinaow, 2012. — 108 Seiten.

ISBN 978-985-6991-95-3.

Diese festgehaltenen Aufzeichnungen des ehemaligen Konzentrationslagerhäftlings
und Zwangsarbeiter haben nicht nur im Zusammenhang mit dem Überleben in der Zeit
der deutschen Besetzung und des nationalsozialistischen Terrors eine große Bedeutung,
sondern auch in Hinblick auf reflektiertes Gedenken seiner eigenen Vergangenheit als
Zeugnis der Nazi — Tyrannei. Ergänzt werden seine Aufzeichnungen durch eingefügte
Listen, Fotos und andere wertvolle Materialien.

Inhaltsverzeichnis

Natürlich ist es schwer, sich an alles zu erinnern...	68
Am 12. Juli 1926 wurde ich in Minsk geboren	68
Das Haus, in dem wir wohnten	69
Mit sechs Jahren	70
Der Krieg begann	72
Durch ein großes Tor traten wir ins Ghetto ein	74
Zusammen mit Freunden in und außerhalb des Ghetto organisierte ich eine Widerstandsgruppe	76
Außer der Kälte und dem Hunger	77
Durch das Ghetto streiften belarussische, litauische, lettische und ukrainische Polizisten	78
In der Folgezeit	79
Eines Tages wurde eine Razzia durchgeführt	80
Die Arbeit als Elektriker	80
Neue Prüfungen	81
Familientragedien	85
Im Jahre 1942 wurde es unruhig im Ghetto	87
Um den Partisanen beitreten zu können, war es nötig, selbst Waffen zu besitzen	87
Es wurde später mitgeteilt, dass Katzenstein, Kuschner und ich	88
Im Mai wurde uns bekannt gegeben, dass wir von nun an nicht länger im Ghetto zu leben hätten	92
Für mich begann ein neues Leben, ohne Faschisten	94
Im Herbst 1944 lernte ich meine Ninotchka kennen	95
Nach einiger Zeit nahm mein Leben jedoch eine abrupte Wendung	98
Als ich in Rente ging, war ich neunundsechzig Jahre alt	99
Die Erinnerungen kommen nicht der Reihe nach	102
Nachwort	103

Natürlich ist es schwer, sich an alles zu erinnern...

Es ist schwierig, sich an alles zu erinnern. Doch vieles ist im Gedächtnis haften geblieben. Ich versuche mich so genau wie möglich zu erinnern.

Am 12. Juli 1926 wurde ich in Minsk geboren

Als ich ungefähr drei Jahre alt war, mieteten meine Eltern eine Wohnung in einem Privathaus im Stadtbezirk Storožowka. Eine meiner frühesten



*Bild: Familienporträt
meiner Eltern. Minsk, 1936*

Erinnerungen besteht darin, dass eines Tages, als Nachbarn die Türen schlossen, ich die Hand zwischen die beiden Türflügel steckte und mir dabei einen meiner Finger brach. Die Narbe blieb für immer.

Mit meinem vierten oder fünften Lebensjahre zeigte mir Mutter, wo mein Vater arbeitete. Wir gingen dahin, wo das neue Regierungsgebäude gebaut wurde.

Vater trug dort Baumaterial. Er lud sich eine große Menge Ziegel auf die Schultern, die zum Mauern herangebracht werden mussten. Dies war schwere körperliche Arbeit, doch man musste schließlich sein Brot verdienen.

Mein Vater hieß Owsej Todorowitsch, meine Mutter Ewgenija Markowna. Sie arbeitete als Krankenschwester im Hospital. Als ich sechs Jahre alt war, legte mein Vater sein Diplom ab und wurde als Elektrikermeister im Universitätsstädtchen eingestellt, welches schon in der Vorkriegszeit errichtet wurde. In diesem Universitätsstädtchen gab es verschiedene, in unterschiedlichen Gebäuden untergebrachte Institute und es besaß schon eine eigene Verwaltung. Zu den Aufgaben des Elektrikermeisters gehörten die Versorgung des Komplexes mit Elektrizität und Wärme, postalische Angelegenheiten und

Telekommunikation, das Säubern des Areals, die Bewachung dessen und viele andere Aufgaben außerhalb des Studienbetriebes. Es gab viele weitere Angestellte und die Arbeit meines Vaters ging niemals aus. Die Räume besaßen sogar schon eine mit Wasser betriebene Heizung. Im Heizhaus wurde mit Brennholz geheizt, sodass das vorgewärmte Wasser anschließend in alle Gebäude floss. Der Elektrikermeister war auch für die Sanitäranlagen und die Kanalisation verantwortlich. Folgendes Ereignis kommt mir dazu in den Sinn: Für den Winter musste eine große Menge an Holz für die ganze Stadt gesägt und gehackt werden. Zwei Brigaden nahmen sich diesem Dienst an. Die Aufgabe der ersten Brigade war es, das Holz zu sägen, die der anderen, es zu hacken. Mein Vater war Arbeiter einer solchen Brigade. Er errichtete eine Kreissäge, sodass diese Aufgabe recht schnell bewältigt wurde. Die holzhackenden hatten dem gegenüber viel schwerer zu arbeiten.

Das Haus, in dem wir wohnten, war hölzern und recht komfortabel. Es war mit einem Schuppen, einer Toilette und einem Ofen ausgestattet. Seit meinem sechsten Lebensjahre bestanden meine Pflichten darin, Brennholz aus dem Schnuppen zu holen, dieses wenn nötig zu hacken und Wasser zu bringen (der öffentliche Wasseranschluss befand sich ungefähr hundert Meter vom Haus entfernt). Da wir zum Waschen stets viel Wasser benötigten, stellten wir bald einen Gehilfen ein, der uns beim Wasser holen half. Für zwei Eimer Wasser bekam er fünfzehn Kopeken. Doch es muss auch etwas zur allgemeinen Versorgungssituation in Minsk gesagt werden. In den Geschäften gab es kein frisches Fleisch, keine Butter oder Milch. Diese Lebensmittel, sowie frische ungesalzene Butter, saure Sahne, Obst und Gemüse kauften wir auf dem Markt. Ich half meiner Mutter gewöhnlich dabei, all die Einkäufe nach Hause zu tragen.

Damals unterschied sich auch das Benehmen auf den Straßen vom heutigen um einiges. Wir schlugen uns oft. Es gab nur solche Regeln, wie «nicht auf den Kopf schlagen» oder «schon am Boden liegende werden verschont». Es war sogar durchaus gefährlich, auf eine fremde Straße zu gehen. Ich konnte ziemlich gut kämpfen, deshalb ließ man mich auch meistens in Ruhe. Und wenn jemand Hilfe brauchte, bat man immer mich darum.

Zuvor besaßen wir nur ein Zimmer in einem Haus des Universitätsstädtchens. Ein weiteres Zimmer erhielt die Familie Melnikow.

Der Herr der Familie, Nikolaj Iwanowitsch, war promoviert, seine Frau Ewgenija Iwanowna Ärztin. Des Weiteren gab es noch die Familie Karpilow. Sie bestand aus Herrn Grigorgij Hazkelewitsch, promovierter Arzt, und Frau Rachil Natanowna, von Beruf Krankenschwester. Ihr Sohn hieß Viktor und war sechs Jahre alt. So lebten wir ein Jahr. Erst später dann wurde das Holzhaus gebaut, welches aus drei Wohnungen bestand. Die Adresse lautete Stolpezkijgasse Nr. 10. So richteten wir uns in diesem Hause ein. Genauso wie Melnikowis‘ bekamen wir zwei Zimmer, Karpilowis‘ sogar drei.

Die Stolpezkijgasse befand sich zwischen Obuwnaja— und Respublikanskaja — Straße (heute Korolja — Straße und Gorodskoj — Wall). In unserer Gasse wohnten allerhand Menschen, auch frühere Strafgefangene. Sie wurden bei ihren Spitznamen «Schika», «Pudik» oder anderen gerufen. Auf der Straße waren sie die Anführer. Sie lehrten uns, wie man zu kämpfen und sich zu schützen hatte, was uns später im Leben sehr nützlich gewesen ist. Ich fand dort viele neue Freunde. Einer von ihnen war Tolik Kwatsch. Später lernten wir zusammen in einer Schulkasse. Auch Lenja Kobolew begegnete ich dort, doch er verließ mit Beginn des Krieges zusammen mit seinen Eltern die Stadt. Sie gerieten anschließend in einen Luftangriff, wobei Lenja ums Leben kam. Jura Blisnjuk trat zu



*Bild: Ich mit 9 Jahren. Minsk,
1935*

Kriegsbeginn den Partisanen bei und kehrte nach dem Krieg wohlbehalten nach Minsk zurück. Zuvor jedoch, als er und sein Vater die Stadt verließen, schoss einer der Flüchtlinge auf die Deutschen. Die Okkupanten ließen alle des Trecks antreten und zählten sie ab. Jeder zehnte in der Reihe hatte vorzutreten. Der Vater meines Freundes Jura tauschte schnell mit seinem Sohn den Platz und trat selbst aus der Reihe. Er wurde erschossen, Jura blieb dafür am Leben.

Mit sechs Jahren, ging ich in die Vorschulkasse der 9. Schule in Minsk und lernte dort sechs Jahre lang.

Mit zehn Jahren, nahm mich Vater

manchmal schon mit auf die Arbeit. Ich half dort den Elektroinstallateuren. Es gelang mir nicht immer alles, doch ich bemühte mich sehr. In der Vorkriegszeit wurde ein Großteil der elektrischen Leitungen noch mit Hilfe von auf Rollen gewickelten Schnüren verlegt. Bevor die Schnüre über die Rolle gezogen wurden, musste man sie vorher ineinander verflechten. Dies erlernte ich rasch und arbeitete von fortan auf diese Weise. Heutzutage werden die Verteilertafeln aus Metall hergestellt, doch früher wurden sie noch aus Marmor gefertigt. Man musste den Marmor schneiden, in ihn Löcher bohren und die nötigen Apparaturen auf den Tafeln anbringen. Ich bewältigte diese und viele andere Arbeiten mit Bravour.

So war ich schon zu Beginn des Krieges ein erfahrener Installateur, besuchte des Weiteren den Club für Modellflugzeuge und den Schützenverein. Ebenfalls half ich in der Schulbibliothek die Bücher zu pflegen, weshalb ich freien Zugang zu aller Literatur hatte. Im Physikkabinett half ich verschiedene Geräte instand zu setzen. Mit dreizehn Jahren war ich schon einen Meter siebzig groß und recht kräftig. Ich konnte mich in Prügeleien schon selbst verteidigen und andere schützen, wenn es nötig gewesen ist. Wie ich bereits schrieb, war es manchmal



Familienbild, von links nach rechts: Ich, mein Cousin Ilja, Onkel Raphael, Bruder Semjon, Schwester Enna. Minsk, 1938

gefährlich auf den Straße, denn immer bestand die Gefahr, ohne jeden Grund verprügelt zu werden. Ich konnte aber ganz gut raufen und verhandeln. Ich fand Freunde in anderen Stadtbezirken und wer mich begleitete, den rührte niemand an. Im Alter von fünfzehn Jahren war ich bereits auf einen Meter sechsundsiebzig angewachsen und körperlich gut entwickelt. Dies half mir am Leben zu bleiben.

Als ich die fünfte Klasse beendete, wurde in unserem Hof bereits die 17. Schule errichtet in welche ich wechselte und ab dem sechsten bis zum Ende des siebenten Schuljahres lernte. Dort trat ich der Arbeitsgemeinschaft junger Naturfreunde bei. Niemand wusste, was Tomaten eigentlich waren — wir bauten sie dort an und probierten sie anschließend.

Doch leider endete schon bald, ganz unverhofft, meine Schulzeit.



Bild: In der Arbeitsgemeinschaft junger Naturfreunde. Minsk, 1940

Der Krieg begann

Wir waren auf unserer Datsche. Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit dort und wusste die ersten Tage überhaupt nicht, dass Krieg war. Wir mussten mit Schmerz ansehen, wie unsere Stadt zerstört wurde. Manchmal sahen wir eines unserer Jagdflugzeuge aufsteigen, doch es wurde sogleich wieder

abgeschossen. Wir beschlossen, nicht mehr nach Haus zurückzukehren, sondern folgten der Staromogiljowskaja — Straße, immer in Richtung Mogiljow. Es waren bereits viele Flüchtlinge unterwegs. Die deutschen Flugzeuge griffen von Zeit zu Zeit immer wieder an und erschossen dabei viele, sie jagten förmlich die Menschen. Am Wegesrand lagen viele Leichen von Männern, Frauen und Kindern. Die meisten waren schon starr. Das war ein schreckliches Bild, aber die Menschen gingen gleichgültig vorüber, ohne dem ganzen sonderlich viel Aufmerksamkeit zu schenken...

Wir durchquerten Smilowitschi und gingen wir weiter. Alles wiederholte sich: Angriffe von Fallschirmjägern, Leichen und so weiter. Es war offensichtlich, dass Hitler nun wirklich einen Kurs der Massenvernichtung der Zivilbevölkerung eingeschlagen hatte.

Nach Smilowitschi erreichten wir die Stadt Tscherven. Dort waren schon massenhaft Flüchtlinge. Die örtlichen Behörden nahmen auf Befehl wieder ihre Arbeit auf und begannen Verpflegungsstützpunkte einzurichten. Einige Menschen wurden sogar mit einer zeitweiligen Unterkunft versorgt. So ging es drei Tage lang. Am Ende des dritten Tages verkündete man, dass sich die deutschen Streitkräfte bereits am Rande der Stadt befinden würden. Wir mussten dringend weiterziehen, doch der sowjetische Rundfunk meldete, der Feind sei aufgehalten worden und es gäbe keinen Grund zur Beunruhigung — dies waren alles Lügen und Falschinformationen. Keiner interessierte sich für die Menschen. Da die meisten jedoch den Behörden glaubten, bezahlten viele dafür mit ihrem Leben. Sie flohen nicht und kamen später um, was jedoch niemanden so recht beunruhigte.

Wir mussten weiter dem Weg folgen. Während unseres Marsches sahen wir häufig deutsche Landungstruppen. Sie waren als Rotarmisten und Kommandeure verkleidet. Es war ein betrügerisches Manöver. Als die Menschen diese Soldaten sahen, liefen sie nicht auseinander. Die vermeintlichen Rotarmisten versammelten Ortseinwohner und Emigranten, um sie dann anschließend zu erschießen. Ihre Leichen blieben am Wegesrand liegen. Es waren sehr viele. Einmal überholten uns deutsche Truppen. Die Deutschen schwärmten im Dorf aus und begannen das kleine Geschäft auszurauben. Wir versteckten uns in einem Schnuppen ohne Tür. Zum Glück sah niemand hinein, das rettete uns.

Wir beschlossen, weiter in Richtung Mogiljow zu laufen. Wir kamen bis zum Städtchen Beresino, überquerten die Brücke und fanden uns in

einem Wäldchen wieder. In diesem Wald versteckten sich viele, in der Regel unbewaffnete und demoralisierte Armeeangehörige. Ich glaube, sie alle gerieten in Gefangenschaft.

Wir gingen weiter und kamen bis zur Kolchose «Roter Weg». An den Namen des Dorfes erinnere ich mich nicht mehr. Am Rande des Dorfes befand sich die Schule. In dieser wohnten wir einige Tage, bis uns schließlich die Gemeindevertretung bat, das Dorf zu verlassen, da unsere Anwesenheit das Leben aller anderen dort gefährdete. Wir verließen den Ort und erreichten bald den Dnjepr. Es war allerdings unmöglich, ihn zu überqueren, überall waren schon die Deutschen. Im Wald war niemand mehr zu finden: entweder man war geflohen, oder bereits in Gefangenschaft geraten. Wir überquerten wieder die Brücke und landeten erneut in Beresino. Dort waren viele deutsche Soldaten. Sie beachteten uns nicht und wir gingen weiter. Als wir die Stadt Tscherven erreichten, übernachteten wir im Wald. Am nächsten Tag gingen wir in Richtung Minsk weiter. Wir kamen bis Smilowitschi, wo die Verwandten meiner Tante wohnten. Dort verweilten wir ein wenig, aber schon nach einigen Tagen ließ die gerade eingerichtete Feldkommandantur die Anordnung aushängen, dass alle fremden Juden heimkehren sollten. Das Einzige, was wir hatten, war ein Fahrrad. Wir tauschten es gegen einen Pud Mehl ein und liefen wieder zurück nach Minsk.

Als wir nach dem missglückten Versuch, vor den Faschisten zu fliehen, wieder in Minsk ankamen, sahen die Häuser in unserer Straße wie früher aus, nur dass dort nun bereits fremde Leute wohnten, die uns völlig unbekannt waren.

Auf der Komsomolskaja — Straße war irgendeine deutsche Behörde eingerichtet worden. Dort gingen viele Menschen in schwarzen Mänteln und weißen Armbinden umher. Wie sich später herausstellte, waren dies Einheimische, die der neu formierten Polizei beigetreten waren. Leider mussten wir später diese belarussischen, litauischen und ukrainischen Polizisten erst richtig kennenlernen. Sie gingen im Ghetto auf Streife.

Durch ein großes Tor traten wir ins Ghetto ein. Uns quälte die Ungewissheit, ob wir je wieder herauskommen würden. Die Tore wurden von belarussischen Polizisten bewacht. Wir gingen zu unserem Haus, es war überbelegt. Die drei Familien, die unsere Wohnung bewohnten,

rückten nun zusammen und machten uns etwas Platz. Dieses Haus bewohnten ebenfalls ehemalige Arbeiter des Radiowerkes, welches sich zuvor in der polnischen Stadt Wilna befand. Nach der Aufteilung Polens benannte man Wilna zu Vilnius um, das fortan zu Litauen gehörte. Das Werk samt seiner Angestellten wurde nach Minsk verlegt, wo ein Großteil der Arbeiter im Ghetto einquartiert wurde. Viele von ihnen traf ich im kleinen Ghetto wieder — Konjuschkowa, Maza, Lurje und andere. Die Gasse, in der wir wohnten, war recht klein, nur etwas mehr als ein Dutzend Holzhäuser gab es dort. Alle hatten einst kleine Gemüse— und Obstgärten. Zwischen den Grundstücken standen Zäune. Wir alle kannten einander. Als wir nun zurückkehrten, bewohnten andere, unbekannte Leute unsere Häuser. Alle, außer uns Juden, wurden umgesiedelt. Die Umzäunungen der Grundstücke wurden abgebaut. Man nutzte alles als Brennholz. Die 17. Schule, die geradezu in unserem Hof war, bewohnten nun auch Juden, gezwungen umquartierte. Die Menschen lebten ohne Möbel, sie schliefen teilweise sogar auf dem Fußboden. Alle litten unter Hunger, einige von



*Bild: Areal des Minsker Ghettos 1941 – 1943.
Archiv der Geschichtswerkstatt*

ihnen starben gar. Als die Faschisten die Juden im Ghetto ansiedelten, büßten viele nichtjüdische Familien ihre Habseligkeiten und Wohnungen ein. Die Nazis hegten gegen alle einen tödlichen Hass. Ihnen war die gesamte Bevölkerung unseres Landes völlig gleichgültig. Das Ziel war die Vernichtung aller Einwohner.

Als wir nach Minsk zurückkehrten, war die Umsiedlung bereits abgeschlossen. Ich schaute mich um und sah viele meine Mitschüler. Sie alle kamen früher oder später im Ghetto ums Leben. Nach der Zeit im Ghetto traf ich niemanden von ihnen mehr. Auch viele unserer Lehrer wurden ins Ghetto getrieben, alle sind umgekommen.

Zusammen mit Freunden in und außerhalb des Ghettos organisierte ich eine Widerstandsgruppe. Wir gingen auf die Jagd. Wir hielten zufällig vorübergehende Soldaten an, um sie nach Zigaretten und Feuer zu fragen, ich sprach deutsch. Während der Soldat Feuer gab, schlich sich einer von hinten an und versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf. Wir töteten die Soldaten nicht, wir zogen sie aus und nahmen ihnen dabei Waffen und Dokumente ab. Danach verschwanden wir wieder. Zur Tarnung taten wir dies außerhalb des Ghettos. So geschah es bis zum ersten Pogrom am 7.



Bild: Denkmal am Ort des ersten Pogroms in Tutschin. Minsk, 2008.

Foto Kusma Kosak

November. Dabei wurde ein Teil meiner Kameraden gefasst und so zerfiel die Gruppe. Nach einiger Zeit begegneten wir den anderen Kameraden im Radiowerk, in welches ich zur Arbeit verwiesen wurde. Manchmal gelang es mir, über den Stacheldraht zu klettern. Dies war sehr gefährlich, da die Polizisten, wenn sie einen Flüchtling entdeckten, ohne Vorwarnung schossen. Trotzdem schaffte ich es manchmal, meine Freunde außerhalb des Ghettos zu treffen, auch wenn ich dabei mein Leben riskierte. Sie halfen mir mit Kleidung und Lebensmitteln aus.

Die Ghattobewohner hausten sehr beengt, der Platz war lang nicht für alle ausreichend, da Menschen aus der ganzen Stadt im Ghetto zusammengepfercht waren. Gewöhnlich schliefen mehrere Personen in einem Bett, oft sogar auf dem Fußboden. Es gab keine Heizung, jeder richtete sich so ein, wie er konnte. Die Holzhäuser konnten zwar mit Brennholz beheizt werden, doch es gab keines. Alle Schuppen und Zäune wurden sehr schnell zerlegt. Auch als dieses Holz verbraucht war, mussten wir uns natürlich auf irgendeine Weise wärmen und kochen. Alle Leute, die zur Arbeit gingen, brachten jegliches, was sie von dort mitnehmen konnten, nach Hause. Sie zogen alles Mögliche hinter sich her: Bretter, Holzscheite und auch Kohlestücke, soweit man welche bekam. Die anderen aber, die keine Arbeit besaßen, heizen bei weitem schlechter und litten noch stärker. Doch wem es möglich war, der teilte mit den Anderen. Und so überlebten wir. Nachts liefen Ratten über den Boden. Einmal erwachten wir vom Schrei meiner Mutter. Eine Ratte hatte an ihrer Zehe genagt.

Außer der Kälte und dem Hunger waren wir auch allen möglichen Misshandlungen, Prügel und Demütigungen ausgesetzt. Juden hatten beispielsweise kein Recht, auf dem Bürgersteig zu gehen. Bei der Begegnung mit einem deutschen Soldaten hatten sie den Hut abzunehmen. Leisteten sie dem nicht Folge, verprügelte man sie. Dies war sehr demütigend, da wir aus der Vorkriegszeit keine Diskriminierung kannten. Uns schockte außerdem unsere eigene Unwissenheit, da wir zu Beginn des Krieges nicht über diese Form von nationalsozialistischem Faschismus informiert wurden.

Auf der Suchaja-Straße befand sich das jüdische Komitee, der Judenrat. Morgens hatten wir uns dort zu versammeln, um Arbeitszuweisungen zu erhalten und in Kolonnen zur Arbeit zu gehen. Das konnten Arbeiten wie Straßen kehren oder ähnliches sein. Im Winter bestanden unsere Aufgaben

im Schneeräumen, im Tragen von Lasten und in anderen unqualifizierten Arbeiten. Die Arbeiter bekamen hundert Gramm Brot pro Kopf. Dem Brot waren Rüben, Kartoffeln und anderes zugesetzt.

Oft erkrankten die Menschen im Ghetto lange und schwer. Es gab qualifizierte Ärzte, doch keine Arzneimittel. Die Schwester meiner Mutter litt schwer an Asthma. Vor dem Krieg konnte man bei einem Asthmaanfall mit einer Injektion schnell Besserung erwirken, doch aufgrund des akuten Arzneimangels gelang es nicht, meine Tante Maria rasch zu behandeln, worauf sie vor unseren Augen erstickte. Sie wurde auf dem früheren jüdischen Friedhof begraben. Zu Sterbefällen kam es leider sehr häufig, was den Faschisten nur recht gewesen ist. Jeden Morgen brachte man die Verstorbenen zum Friedhof und begrub sie in Massengräbern. Wenn ein Grab voll war, hub man das nächste aus. Einige Menschen behaupteten gar, dass es besser sei, auf eine solche Weise zu sterben, als von den Faschisten ermordet zu werden. Während der Bestattung weinte niemand.

Durch das Ghetto streiften belarussische, litauische, lettische und ukrainische Polizisten. Sie misshandelten die Menschen, verprügelten und ermordeten sie. Die Bevölkerung war ihnen gegenüber völlig schutzlos. Am 7. November 1941 fand das erste Pogrom statt. An diesem Tage wurden etwa zehntausend Menschen getötet, Frauen, Kinder und Greise. Einige von ihnen kehrten zurück und berichteten Einzelheiten. Die Menschen wurden in einen Graben getrieben und von deutschen und belarussischen Polizisten mit Maschinengewehren erschossen. Einige Menschen gerieten lebend unter die zusammensackenden Körper und krochen nach Ende des Ganzen wieder aus der Grube. Später kamen sie wieder ins Ghetto zurück und erzählten, wie sich alles zutrug. Das Pogrom wurde auf folgende Weise organisiert: zuerst riegelte man einen Bereich des Ghettos so ab, dass es unmöglich war, aus diesem zu entfliehen. Danach töteten sie alle, die dort wohnten. Später dann, lag dieser Bereich schon außerhalb des Ghettos. Auf diese Weise wurde das Territorium des Ghettos immer weiter verkleinert. Die Menschen konnten nach dem ersten Pogrom kaum zu sich kommen, als am 20. November die zweite große Vernichtungsaktion stattfand. Die Kolonnen — Frauen, Kinder und Alte — führte man wieder zum Schlachtfeld,

um sie zu ermorden. Die deutschen und belarussischen Polizisten führten diese Kolonnen. Jeden Tag wurden Menschen getötet. Um uns vor dem Pogrom zu retten, bauten wir Verstecke, welche man als «Malina» bezeichnete. Manchmal konnte man sich noch vor dem Pogrom in solche Zufluchten retten, doch danach kamen die nächsten Vernichtungsaktionen, die Deutschen bemühten sich, sie plötzlich und unerwartet zu veranstalten, was ihnen auch gelang. Die Menschen, die das eine Mal am Leben blieben, wurden schon im nächsten Massaker ermordet, die Todesfabrik arbeitete unaufhörlich. Die Nazis vernichteten planmäßig, die Lage war hoffnungslos. Jeden Tag konnte man vor dem Schlafengehen des Morgens nicht sicher sein, jederzeit konnte man zugrunde gehen. Die Täter hatten aus ihrer Sicht keine Schuld, denn sie waren ja Kinder eines anderen Volkes.

Niemand war vor den Tod sicher, man starb auch vor Hunger und Krankheiten, es war eine schreckliche und grausame Vernichtungsmaschine menschlichen Lebens. Für die Faschisten waren Juden wertlos. Auf Deutsch gesagt, sie waren «Unmenschen», Russen und Belarussen nannten sie «Russische Schweine». Nach meiner festen Überzeugung konnten die Faschisten nicht als Menschen gegolten haben. Das waren Tiere.

In der Folgezeit blieb im Ghetto zunächst alles beim Alten. Ukrainische, litauische, lettische und belarussische Polizisten gingen die die Straßen entlang und misshandelten, verprügelten und ermordeten die Menschen. Reine Willkür war das. Im März 1942 dann, nachdem die Kolonnen der Arbeiter wie gewöhnlich zur Arbeit auszogen, wurde das Ghetto von deutschen Soldaten und belarussischen Polizisten umstellt. Sie riegelten das Gebiet vollkommen ab, sodass niemand heraus oder hinein kam. Dann begann das Pogrom. Eine große Menge an Leuten wurde in Kolonnen zusammengetrieben und auf Lastwagen verladen. Das waren Gaswagen. Als sie abfuhren, strömte das Gas in die luftdicht abgeschlossenen Ladeflächen, sodass die Menschen während der Fahrt erstickten. Man brachte die Leichen nach Trostenez. Auf diese Weise arbeitete die Vernichtungsmaschine. Die Leute, die nach der Arbeit nach Hause zurückkehrten, fanden ihre Verwandten nicht mehr vor. Die nächsten Pogrome geschahen dann im September und Oktober 1943, doch in dieser Zeit war ich schon im kleinen Ghetto.

Das Leben im Ghetto war schrecklich, ohne Hoffnung am Leben zu bleiben. Vor Beginn des Krieges wurden wir, die Jungen, zum Patriotismus erzogen, doch selbst unsere Lehrer ließen uns im Stich. Nicht nur, dass man im Rundfunk vermeldete, es sei alles in bester Ordnung. Wie heute bekannt ist, gab Ponamarenko, Führer der zentralen Partisanenbewegung, sogar den Befehl, keine Juden in die im Untergrund agierenden Guerillagruppen aufzunehmen. Dies vergrößerte auch die Opferzahlen im Ghetto. Man kann diese Menschen, die so etwas taten, in gewöhnliche Deutsche und in SS-Leute einteilen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion war ich mehrmals in Deutschland und sah, wie teuer der Krieg, den die Nazis anzettelten, dem deutschen Volke zu stehen kam. Der Preis dafür waren zerstörte Städte und der Tod vieler Menschen. Es blieben viele Witwen und Waisenkinder zurück.

Eines Tages wurde eine Razzia durchgeführt, sie griffen Männer im Ghetto auf. Ich kletterte auf den Dachboden. Ein Soldat stieg die Treppe hinauf und sagte zu mir: «Komm, komm!». Ich geriet in die Gruppe der bereits Gefassten. Meine Mutter lief herbei und begann über die Soldaten herzufallen und zu schreien: «Vierzehn, vierzehn Jahr!». Ich wurde wieder freigelassen. Diejenigen, die in der Razzia festgenommen wurden, sah allerdings niemand mehr. Sie wurden irgendwohin verschleppt.

Wir wohnten im Rajon Obuwnaja — Straße. Jede Nacht ermordete man die Einwohner des Hauses Nr. 20, welches nicht weit von unserem Hause stand. Nachdem man die Leichen beseitigte, bezogen sogleich wieder neue Bewohner das Haus, welche wiederum sofort des Nachts getötet worden. Dies wiederholte sich immer und immer wieder.

Die Arbeit als Elektriker

Im August 1941 kam der Elektriker Wasja Blazhenskij zu uns. Vor dem Krieg war er bei meinem Vater angestellt. Er sagte, dass er nun in der Kriegskommandantur arbeite und bot uns eine Einstellung an selbiger Stelle an. Und so nahmen wir dort die Arbeit schon bald auf. Unsere Aufgabe war die Betreuung des Stromnetzes, ohne Überwachung oder Begleitung. Dafür bekamen wir ein Stück Brot. Darüber hinaus waren dort auch Kriegsgefangene. Sie bereiteten in einer Feldküche aus zugeteilten Lebensmitteln Mahlzeiten zu, welche auch meinem Vater und mir gereicht

wurden. Wir brachten einen Teil dessen meiner Mutter und meinem Bruder, was ihnen sehr half. So ging es bis zum Anfang 1942. Im Januar wurde diese Kommandantur verlegt und ich musste mich also wieder an den Judenrat wenden, der die anstehende Arbeit vermittelte. Ich befreite zusammen mit anderen Arbeitern die Straßen und Bahngleise von Schnee und Müll. Die Arbeit war schwer, aber wir bekamen für sie ein Stückchen Brot. Das Brot war mit einem Zusatz von Kartoffeln und Rüben gebacken. Es war unmöglich satt zu werden, aber es war doch immerhin noch besser, als gar nichts zu haben.

Neue Prüfungen

Am 7. November 1941 wurden wir vor einem Pogrom gewarnt. Man sagte uns gar, in welchem Bereich des Ghettos es geschehen sollte. Der Name eines bekannten Mechanikers war Musin. Er bat einen Offizier, fahren zu dürfen, um seine Familie aus der Kolonne der Häftlinge zu holen. Nach einiger Zeit kehrte der Offizier zurück und meinte, dass daraus wohl nichts werde. Musin wurde darauf erschossen.

Mein Vater und ich gingen weiter zur Arbeit. Einmal überquerten wir die Sowjetskaja — Straße, an deren Rändern entlang viele Leichen sowjetischer Soldaten lagen. Das war ein scheußlicher Anblick. Es stellte sich heraus, dass diese Soldaten aus Erschöpfung nicht mehr laufen konnten und nur aus diesem Grunde erschossen wurden. Sie blieben einfach liegen. Das war furchtbar...

Eines Tages, als wir uns auf dem Swoboda-Platz befanden, wurde ich erneut aufgegriffen und hinter ein Gebäude abgeführt. Dort standen schon viele Menschen unter militärischer Bewachung. Man stellte uns in einer Reihe auf, ehe ein Offizier hervortrat und über einen Übersetzer verkündigte, dass bei einem Sabotageakt ein deutscher Soldat getötet worden sei und wir, zwanzig Mann an der Zahl, nun dafür erschossen werden würden. Die Soldaten traten uns gegenüber an und es wurde Kommando gegeben: «Achtung! — Feuer!» — alle sanken zu Boden.

Wie sonderbar es auch klingen mag, ich hatte keine Angst. Auch ich fiel, vielleicht verlor ich das Bewusstsein, ich weiß es nicht. Als ich wieder erwachte, war ich unversehrt. Ich hatte Glück, denn die angetretenen Soldaten waren keine SS — Truppen, sodass auch keine Kontrollschüsse fielen.



Bild: Früherer jüdischer Friedhof – Ort der Bestattung von mehr als 5000 Opfern des Minsker Ghettos. Minsk, 2008. Foto Kusma Kosak

Im Herbst umzingelten Polizisten und Soldaten unseren Rajon und befahlen uns, im Laufe von drei Stunden die Wohnungen zu räumen. Alles wurde sehr schnell mit Stacheldraht abgesperrt. Wir gingen also, um eine andere Wohnung zu suchen. Auf diese Weise verloren wir alles, was wir bis dahin noch besaßen. Wir lebten in der Folgezeit lange in der Obuwnaja — Straße. Der Rajon, aus dem wir ausgesiedelt wurden, war von fortan von deutschen Juden bewohnt, die sich in einer noch schwierigeren Lage befanden. Sie waren hinter zwei Reihen von Stacheldraht ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt untergebracht und starben dort an Hunger. Die Menschen, die nicht verhungerten, wurden von den Faschisten ins Dorf Trostenez verschleppt. Ihr Schicksal war furchtbar.

In der Obuwnaja — Straße wohnten wir dann in einem Haus, welches erneut völlig überbelegt war. Mehrere Menschen schliefen in einem Bett, aber wir vertrugen uns gut und jede Familie lebte für sich. Alle litten an Hunger. Wir wollten ständig nur essen.

Im Winter 1941 herrschte strenger Frost. Wir hatten weder geeignete Kleidung, noch Winterschuhe. Es war daher sehr beschwerlich, in der Kolonne zu arbeiten. Die Menschen waren geschwächt und hungrig, weshalb sich der gesamte Arbeitstreck nur sehr langsam fortbewegte und alle schnell froren. Wir arbeiteten im Freien. Einige Leute hielten dieser Belastung nicht stand und fielen in Ohnmacht, es gab keine Möglichkeit, sich aufzuwärmen. Wenigstens erhitzte man etwas Wasser über dem Feuer, was uns ein bisschen half.

Am Morgen kamen niemals alle wieder zurück an die Arbeit, es gab viele Sterbefälle zu verzeichnen. Im Ghetto waren des Nachts oft Schüsse zu hören. Am darauf folgenden Morgen wurden dann die Ermordeten auf den Friedhof geschafft. Als wir auf der Obuwnaja — Straße wohnten, unweit des Flusses Schorna, sahen einmal deutsche patrouillierende Soldaten unten auf Höhe der Mjasnikow — Straße spielende Kinder. Sie schossen auf sie und töteten sie nur aus Vergnügen.

So oder so lässt sich nur schwer sagen, was überhaupt ein Ghetto ist. Hunger, Kälte, alle erdenklichen Misshandlungen. Die Juden waren doch in ihren Augen «Unmenschen». Es fällt schwer, sich an alles zu erinnern. Umso komplizierter ist es, nun auch darüber zu schreiben. Natürlich war es nicht einfach, mit Hunger, Kälte und auch den Misshandlungen zurechtzukommen. Doch eines war wirklich unmöglich: sich an das Morden und den vielfachen Tod von Menschen zu gewöhnen. Nach den vielen Jahren, die vergangen sind, habe ich bis heute diese schrecklichen Bilder immer noch vor Augen.

Ich weiß nicht, woher dieser Mensch kam. Er lag nicht weit von unserem Haus, tot und vor Hunger aufgedunsen. In seinen Haaren krochen viele Läuse. Schrecklich. Ich musste Bilder sehen, die ich niemals vergessen werde. Auf einem dieser Bilder sehe ich eine Frau mit einem Kind auf dem Arm. Es war der Kommandant der ukrainischen Polizisten Gorodezki, der ihr das Kind aus den Händen riss, es an den Füßen nahm und es mit dem Kopf an eine Mauer schlug. Die Frau verlor die Nerven, worauf sie erschossen wurde.

Bis Mai 1942 ging ich in der Kolonne zur Arbeit. Später dann wurde ich in ein Heizkraftwerk abgestellt, welches «Elwod» hieß. Es stand an genau der Stelle, wo man später den Zirkus baute. Dort arbeite ich als Elektriker und musste darüber hinaus die Aschewagen ziehen.

Die Arbeit war schmutzig und wegen ständigem Hunger und Erschöpfung sehr schwer. Sie war aber immer noch besser, als in der Kälte schuften zu müssen. Es gab dort auch eine funktionierende Dusche. Wir hatten nach der Arbeit somit die Möglichkeit, uns zu waschen. Und so ging es jeden Tag, ohne Wochenende. Wir hungerten ständig, doch diese Arbeit hatte auch einen Vorteil, der darin bestand, dass unweit der Arbeit viele Brennnesseln wuchsen. Ich füllte einen ganzen Sack und kochte zu Hause Suppe aus ihnen. Dies rettete uns vor dem Hungertod.



*Bild: Denkmal der Opfer des Minsker Ghettos. Minsk, 2008.
Foto Kusma Kosak.*

Das Leben im Ghetto ist dem eines unschuldig zum Tode verurteilten Menschen ähnlich — voller Ausweglosigkeit und ohne Hoffnung. Auch Vater arbeitete. Er wurde zu Aushilfsarbeiten in eine deutsche Division berufen. Nach dem Kochen von Fleisch warfen die Deutschen die Knochen

in den Abfall. Mein Vater brachte sie anschließend mit nach Hause. Er arbeitete bei einem Truppenteil in der Mjasnikowa — Straße. Aus dem Fenster des Gebäudes konnte man unser Haus im Ghetto sehen. Vater brachte auch Kartoffelschalen nach Hause. Wir wuschen sie sorgfältig ab, drehten sie durch den Fleischwolf und braten sie. Die Knochen kochten wir bis zu ihrer völligen Auflösung aus. Wir beschlossen auch, ein Versteck, eine «Malina», zu bauen. Dafür huben wir des Nachts etwas Erde aus und setzten Belüftungsröhren in den Boden ein. Wir gruben lange Zeit und verstanden schnell, dass die «Malina» nur eine zeitweilige Rettung sein konnte.

Familientragedien

Der Ehemann meiner Mutters Schwester war polnischer Kommunist und später Mitglied der KPdSU. Er arbeitete als Direktor des Erholungsheims «Schdanowitschi». Er wurde 1939, mit der Begründung polnischer Spion und Volksfeind zu sein, verhaftet. Meine Tante wohnte in einer Dreizimmerwohnung auf der Moskovskaja — Straße. Nach der Verhaftung ihres Ehemannes wurde ihr Wohnraum sofort verkleinert — für sie blieb nur ein Zimmer, sogar die Möbel wurden ihr alle genommen. Ihr Mann wurde erst wieder unter Chruschtschow aus dem Gefängnis entlassen. Während seiner Haft waren jedoch sowohl seine Frau, als auch sein Sohn im Ghetto umgekommen. Selbst, lebte er auch nicht mehr allzu lang.

Rafael, der Bruder meines Vaters, lebte mit seiner Frau Maria und ihren zwei Kindern Tolik und Dodik, welche Zwillinge waren. Im Sommer fuhren seine Frau und die Kinder zu den Eltern nach Minsk. Mit Kriegsbeginn konnten sie allerdings, wie viele andere Minsker auch, die Stadt nicht mehr rechtzeitig verlassen. Sie gerieten ins Ghetto und starben dort. Die Kinder wurden in der Nähe einer Tapetenfabrik lebendig begraben. Das Grab bewegte sich noch einige Tage lang, doch niemand wurde zu diesem Platze durchgelassen.

Sein zweiter Bruder Aron, seine Frau Sophia, Tochter Enna und Sohn Ilja wurden ebenfalls bei der Liquidierung des Ghettos im Oktober 1943 ermordet.

Meine Großmutter und zwei Schwestern meines Vaters, Rosa und Raja, starben ebenfalls während eines Pogroms zwischen 1942 und 1943.

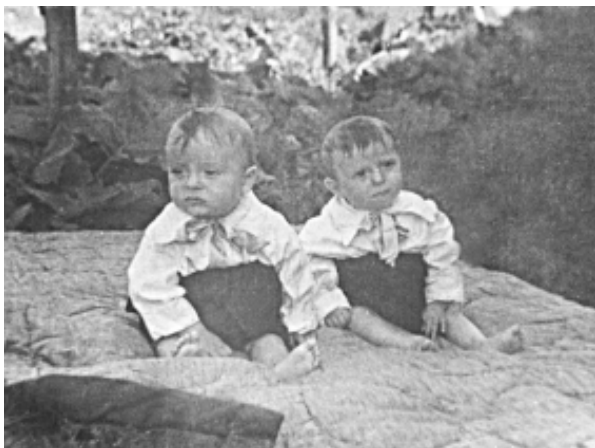


Bild: Meine Cousins, die Zwillinge Tolik und Dodik. Minsk, 1941



Linkes Bild: Maria Skolina — die Frau meines Vaters Bruder, Leningrad, 1936



Rechtes Bild: Meines Vaters Bruder Ara mit Frau Sofia (starben beide im Ghetto). Minsk, 1940

Im Jahre 1942 wurde es unruhig im Ghetto. An einem dieser Tage ging ich nicht zur Arbeit. Plötzlich war großer Lärm zu hören, auch Schüsse fielen. Das Pogrom begann in einem anderen Rajon, bewegte sich aber deutlich vernehmbar auf uns zu. Wir versteckten uns in der «Malina». Eine der Frauen bei uns hatte einen Säugling mit sich. Die Mutter dieser Frau blieb oben, und tarnte den Einstieg zum Versteck mit einem Mülleimer. Sie opferte ihr Leben, um uns retten. Sie wurde nie mehr gesehen. Nach zwei Tagen fühlte sich meine Mutter schlecht und wir verließen die «Malina», tarnten den Einstieg, kamen auf den Dachboden und versteckten uns hinter dem Rauchfang. Nach drei Tagen kam dann jemand die Bodentreppe hinauf und meinte, es sei niemand mehr übrig geblieben. Am vierten Tage nach dem Pogrom hörten wir Stimmen — die Arbeiter kehrten ins Ghetto zurück. Auch meines Vaters Stimme vernahm ich deutlich. Er hatte die letzten Tage auf dem Dachboden einer Schule verbracht und von dort aus das Ghetto beobachtet. Er sah auch, wie sie die Menschen wegführten und einige auf der Stelle erschossen. Gesichter konnte er von dieser Entfernung aus jedoch nicht erkennen und wusste aus diesem Grunde nicht, was mit uns geschehen war. Diesmal blieben wir am Leben. Es wurden wesentlich weniger Menschen im Ghetto. Die Faschisten setzten ihren Plan erfolgreich um.

Um den Partisanen beitreten zu können, war es nötig, selbst Waffen zu besitzen.

Wir kauften Waffen, um den Partisanen beitreten zu können. Die Partisanen bekamen Waffen über verschiedene Wege. Wir versuchten zu fliehen. Unsere ehemalige Nachbarin Alexandra Ignatjewna Plawinskaja hatte uns ein Treffen mit den Partisanen versprochen. Die Untergrundkämpfer sollten in der Nacht eintreffen, um uns dann



*Jama. Obelisk am Platz
der Massenerschießungen im
Minsker Ghetto, 2. März 1942.
Foto Kusma Kosak.*

gemeinsam zur Gruppe zu begleiten. Doch es kam niemand. Alexandra Ignatjewna meinte, etwas sei schief gegangen, sie würden aber bestimmt später kommen. Wir gingen wieder zurück und warteten. Mitte Juli kehrten wir in einer Kolonne ins Ghetto zurück, wo schon eine kleine Gruppe von Offizieren am Tor stand. Sie deuteten mit dem Finger an, wer die Kolonne verlassen sollte. So wählten sie zwölf Leute aus. Man übersetzte uns, dass wir uns am nächsten Tage morgens acht Uhr am selben Ort einzufinden hätten und abgeholt werden würden.

Am nächsten Tag kam ein Offizier und führte uns zu einer Fabrik. Es war so, dass ein deutscher Truppenteil auf dem Gelände des ehemaligen Radiowerks untergebracht war. Im Werk wurde uns mitgeteilt, dass wir, da wir keine Facharbeiter waren, nun die Drecksarbeit zu machen hätten — Hilfsarbeiten beim Bauen und Reparieren. Weiter sollte alles von unseren Fähigkeiten abhängen.

Am Anfang mussten wir Ziegel schleppen und durften die Werkshallen nicht betreten. Ich habe dort alte Bekannte getroffen — den ehemaligen Arbeiter des Minsker Radiowerkes Golumb Konjuschkow, Max Lurje und andere. Sie erzählten, dass für die Fabrik auch ein Ghetto errichtet wurde, wo ungefähr 700 Menschen lebten. Sie arbeiteten meistens in den Werkshallen, denn sie waren Fachleute. So vergingen zwei Monate.

Es wurde später mitgeteilt, dass Katzenstein, Kuschner und ich ebenfalls in die Werkshallen durften. Katzenstein war ein Jude aus Düsseldorf, er arbeitete schon seit langer Zeit in der Fabrik und lebte unweit dieser in einer Baracke. In diesen Unterkünften wohnten sowohl deutsche, als auch tschechische Juden und viele andere. Unser beauftragter Leiter war Helmut Seidler, ein deutscher Soldat. Er leitete uns bei der Arbeit an. Ein anderer Soldat — Hans Wolf — betreute uns während der Freizeit — er regelte alles, was das alltägliche Leben anging. Das Leben im Werk war besser, als im Ghetto — zumindest gab es hier etwas zu essen. Wir aßen zum Mittag in der Kantine, und das nach all den Jahren, in denen wir das Essen in Blechnäpfen holten. Der Umgang mit uns war, im Vergleich zu den Anderen, viel besser, doch dafür hatten wir auch schwerer zu arbeiten. Neben unseren Hauptaufgaben mussten wir schwere Kästen mit Apparaturen und anderen Dingen schleppen. Als wir uns etwas umsahen, erblickten wir einige ältere deutsche Soldaten, die an einem langen Tisch saßen. Sie

reparierten irgendwelche Geräte. Später, als wir uns näher kennenlernten, erzählten sie, dass sie Kommunisten seien und man vertraue ihnen nicht, da sie an der Front überlaufen könnten. Diese Soldaten waren gut zu uns, versuchten uns hin und wieder etwas zu essen, wie Brot und Wurst zu geben. Einmal passierte folgendes: sie führten uns in der Nacht zum Stabsgebäude hinaus und sagten, im Gebäude liege eine Mine, wenn man diese nicht findet, würden wir alle erschossen werden. So, wie sie uns aus den Betten schmissen, waren wir dann zwei Stunden lang draußen in der Kälte. Schließlich wurde die Mine gefunden — Günther Katzenstein trug sie in den Händen haltend heraus, worauf sie uns gehen ließen.

Günther Katzenstein und ich wurden Freunde. Er sprach kein Russisch und ich half ihm, sich mit den anderen zu verständigen. Einige, denen es gelang, aus dem KZ nach Minsk zurückzukehren, erzählten, dass sie Günther tot gesehen hätten und Günther sagte man im Gegenzug, ich sei erschossen worden. In den neunziger Jahren klingelte eines Abends mein Telefon. Das war Felix Lipski, der damalige Vorsitzende des Bundes



Bild: Überlebender Häftling des Minsker Sonderghettos, Günther Katzenstein. Foto Kusma Kosak. Minsk, 2008.



Zusammen mit Günther Katzenstein. Minsk, 2003

ehemaliger Ghetto — und KZ — Häftlinge. Er fragte mich, ob ich nicht Günther Katzenstein kenne. Ich antwortete, dass er damals mein Freund gewesen ist. Felix erwiderte: «wieso denn ‚gewesen ist‘? Er sitzt gerade neben mir. Er ist am Leben!». Als ich das hörte, bekam ich fast einen Infarkt, ich nahm doch an, er sei längst tot. Schon am nächsten Morgen trafen wir uns und man konnte folgendes Bild sehen — zwei betagte, sich gegenseitig umarmende Männer, die weinten.

Nach dem Krieg kam er manchmal nach Minsk, um die Orte zu besuchen, an denen seine Verwandten und seine Frau ums Leben kamen. Wir trafen uns und erinnerten uns gemeinsam an das Geschehene.

Sjama Kuschner. Er überlebte die KZ-Haft. Einer von wenigen. Als er nach Minsk zurückkehrte, haben wir erfahren, dass weder Sjama, noch Kuschner seine richtigen Namen waren. Wegen antifaschistischer Aktivitäten wurde er festgenommen und ins Gefängnis verfrachtet, von wo er entfloh und daraufhin seinen Namen ändern musste. Eigentlich hieß er Sinowij Kerstein. Später wanderte er nach Israel aus.

Ich erinnere mich an einige Weitere aus dem kleinen Ghetto, russische, polnische und tschechische Juden, aber es sind nur wenige der insgesamt

600 Menschen, an die ich mich noch entsinne. Es gab auch belarussische und deutsche Juden dort, manche mit Familien, manche allein. Einige dieser Familien sind mir noch namentlich im Kopf geblieben:

— Herschator mit seiner Frau Olga Kabakowa und den zwei Töchtern Lena und Natascha.

— Matz mit seiner Familie.

— Lurje mit seiner Familie.

— Fedja Golumb, nach dem Krieg ging er nach Polen.

— Segal. Er ging ebenfalls nach dem Krieg nach Polen.

— Joffe, Mutter und zwei Kindern.

— Ratsan mit seiner Mutter, seinen Brüdern und Schwestern. Sie gerieten in das Konzentrationslager auf der Schirokaja — Straße und kamen 1943 ums Leben.

— Lidskij. Er versuchte aus dem kleinen Ghetto zu fliehen, wurde gefangen genommen und nahm sich darauf das Leben.

— Goberman, Mutter, Sohn und Tochter.

— Rockstein mit seiner Frau Mascha.

— Reer. Er überlebte und arbeitete nach dem Krieg als Uhrmacher.

— Lisa Zuckerman.

— Levi mit seiner Frau, beide aus der Tschechoslowakei.

— Katzenstein aus Düsseldorf.

— Menaker.

— Autoschlosser Abrascha Plaks und seine Mutter.

— Petja Plaks mit seiner Schwester Mascha und zwei Mädchen namens Mara und Mascha.

— Sjama Kuschner mit seiner Schwester.

— Sema Klotz mit seiner Frau.

— Fima Kejasew.

— Averbuch mit seiner Frau, zwei Töchtern und einem Neffen.

— Iosif, Isaak und Abrascha Schapiro.

— Haufin. Er konnte fliehen und ging anschließend an die Front.

— Rosinoir tat das gleiche.

— Zenziper.

— Metr kam auf die Schirokaja — Straße und kam dort ums Leben.

— Ruppó und seine Frau Lisa wurden ebenfalls ins Todeslager auf der Schirokaja-Straße getrieben. Keiner überlebte.

- Tatiana Gildiner.
- Konjuschkow.

Einige sind nach dem Krieg nach Polen übergesiedelt, und aus Polen dann später nach Israel ausgewandert. Einige wurden auch wegen ihrer Arbeit für die Nazis nach dem Krieg verhaftet und verurteilt.

Es gab auch viele, die den Krieg zwar überlebten, danach aber schnell starben. Kälte, Hunger und Arbeit bis zur Erschöpfung hatten ihrer Gesundheit schwer zugesetzt.

Wir waren dazu angehalten, die folgenden Arbeiten im Werk auszuführen. In unserer Werksabteilung brachte man uns Kisten mit Geräten. Unsere Aufgabe war es, alle Lampenröhren aus den Apparaturen zu entnehmen und in andere Kisten einzusortieren. Dann wurden diese Röhren zur Überprüfung gebracht. Uns wurde gesagt, dass wir unbedingt Davidsterne oder gelbe Flicken auf Brust und Rücken tragen müssen. UNBEDINGT. Eines Morgens traten ein Mann und eine Frau ohne diese Flicken an, worauf sie sofort öffentlich erschossen wurden.

Im Mai wurde uns bekannt gegeben, dass wir von nun an nicht länger im Ghetto zu leben hätten. Man verlegte uns in die Fabrikbaracke. Sie stand ein Stück abseits, direkt an der Eisenbahntrasse. Einmal fragte ich einen der deutschen Kommunisten, ob er möchte, dass Deutschland den Krieg verliert. Seine Antwort war «Nein. Wir wollen nicht in einem besiegten Land leben». Nun, so war eben ihre Einstellung.

Viele Kinder spielten auf dem Fabrikhof. Hauptmann Ties (einer seiner Verwandten hatte einen guten Posten im Reich) rettete nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder. Auch ältere Frauen kamen öfter in die Schirokaja — Straße und kehrten niemals zurück.

Manchmal gelang es mir, Nachrichten aus der UdSSR zu empfangen. Ich schrieb sie auf und gab sie Konjuschkow, einem ehemaligen Arbeiter des Radiowerks in Wilna. Er war nun ein Häftling, genau wie ich. An wen er diese Nachrichten weiterreichte, weiß ich nicht. Im Oktober 1944 wurde uns mitgeteilt, dass das Ghetto nun liquidiert werden solle und dass wir uns zukünftig nur noch im Werk aufzuhalten hätten. Man gab uns Wäsche und brachte uns in Baracken unter. Wir waren zwar von unseren Verwandten nun vollkommen isoliert, bekamen aber Nachrichten von ihnen und wussten somit, dass sie noch am Leben waren.

Ende Oktober sagte uns Hans Wolf, dass das Ghetto nun endgültig geräumt werden wird und nahm uns aufgrund dessen mit, damit wir dort noch rasch unsere Sachen fassen konnten. Ich hatte damals eine Schweizer Uhr. Ich sagte Hans: «Hole meine Eltern da hinaus und ich gebe dir meine Uhr». Er meinte, er werde es versuchen. Wir hatten großes Glück, denn eigentlich hätte er mir die Uhr sofort wegnehmen können, was er aber nicht tat.

Wir kamen ins Ghetto. Einige wurden in andere Transporter verfrachtet, mit der Behauptung in die Schirokaja — Straße gebracht zu werden. Dies bedeutete — Tod. Das Ghetto war fast völlig leer, die Zurückgebliebenen waren zum Tode verdammt.

Dann wurden wir wieder zurück ins Werk gefahren. Im Werk wurde jeder Familie ein Zimmer überlassen und wir lebten nun also dort. Ich schreibe immer vom «Werk», doch war es im eigentlichen Sinne vielmehr eine Division in ihrer gewöhnlichen Struktur und Organisation. So wurden wir erneut gerettet.

Wir wohnten in einer Baracke mit vier Betten und einem kleinen Tisch. Im Vergleich zum Ghetto war das Luxus. Unsere Baracke lag neben einer toten Eisenbahnlinie, die von zwei Soldaten bewacht wurde. Einer von ihnen war Fritz Freischlager aus Österreich, wo er eine Frau und vier Kinder hatte. Der andere hieß auch Fritz und war Hafenarbeiter aus Hamburg. Nach einiger Zeit begannen sie zu uns zu kommen. Sie sagten, etwas Familienatmosphäre spüren zu wollen. Nationalitäten haben sie nicht interessiert. Manchmal brachten sie uns etwas Brot, Wurst oder Kunsthonig mit, abgespart von ihren Rationen. Hitler hatte nicht alle verblendet, einige waren trotzdem noch Menschen geblieben.

Konjuschkow brachte uns Arzneien und Radioersatzteile, die wir durch Alexandra Ignatjewna Plawinskaja an die Partisanen weitergaben. So ging es bis zum Jahre 1944. In der zweiten Junihälfte ging die sowjetische Armee zum Angriff über. Die Deutschen bereiteten die Evakuierung vor — sammelten ihre Ausrüstung, sattelten und fuhren fort. Der Hauptmann rief uns zusammen und ließ verlauten, dass jeder, der der Sowjetarmee in die Hände fällt, sofort in den Knast käme oder gar für längere Zeit verbannt werde.

Ende Juni wurden wir zur Station Masjukowschina gebracht und dort von SS-Leuten in Eisenbahnwagons getrieben. Wir dachten, dass dies unser

Ende sei. Wir waren die letzten zwanzig aus ursprünglich vierhundert Menschen. Plötzlich erschienen sowjetische Flugzeuge am Himmel und bombardierten die Bahnstation und die Züge. Panik brach aus und wir entflohen in ein hoch stehendes Feld. Wir versteckten uns dort im Korn drei Tage lang. Am vierten Tage gegen Morgen war alles still geworden und die Gefahr schien gebannt zu sein, man sah nur noch sowjetische Flieger am Himmel. Bestimmt sind die meisten weiter in Richtung Deutschland verschleppt wurden und starben dort in Konzentrationslagern. Ich war sicher, dass Günther auch unter ihnen gewesen sein musste.

Wir schickten meinen jüngeren Bruder in ein Dorf, das ganz in der Nähe lag. Er kehrte schnell zurück und berichtete, dass dort bereits sowjetische Soldaten wären, aber sie würden eigenartige Schulterstücke auf den Fräcken tragen. Es stellte sich heraus, dass eine neue Uniform eingeführt worden war. Wir waren endlich frei, nach all diesen Jahren der Demütigung und des Leidens. Mit uns waren auch Rosinoir und Haufin, sie meldeten sich gleich freiwillig zur Armee. Das letzte Mal sahen wir sie, als sie auf einem Panzer davonfuhren.

Wir kehrten nach Minsk zurück und wohnten nun bei unserem ehemaligen Nachbarn Nikolaj Iwanowitsch Melnikow. Der Krieg schien zu Ende sein. Aber schon am nächsten Tage drangen die Deutschen unerwartet wieder bis Minsk vor. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie wir bis nach Borisov gelangten. Am nächsten Tage dann erfuhren wir, dass die faschistischen Divisionen zurückgeschlagen worden seien und wir machten uns wieder auf den Weg, zurück nach Minsk.

In Minsk angekommen, ging ich zum Kriegskommissariat. Dort fragte man mich nach meinem Alter. Ich antwortete, dass ich in Kürze achtzehn werde, worauf sie einige meiner Angaben notierten und meinten, sie würden mich bald wieder herbestellen, doch solle ich dann meinen Pass mitbringen. Am zehnten Juli bekam ich eine Arbeit als Elektroinstallateur, der ich noch viele Jahre nachging. Aber dies ist schon wieder eine andere Geschichte.

Für mich begann ein neues Leben, ohne Faschisten, und ich konnte nochmal ganz von vorn beginnen.

Ich hatte keine Schul— oder Ausbildung, nur ein paar Grundschulkenntnisse. Das Verlorene musste alles nachgeholt werden. Wie sollte ich das nur schaffen, wo anfangen? Wie mir, ging es sehr vielen. Vor allem solchen,

die aus der Armee und dem Fronteinsatz zurückkehrten. Erneut ging ich zum Kriegskommissariat und bat darum, mich einzuberufen. Ich konnte sie dazu überreden!

Wir fuhren mit einem Militärtransport, jedoch nicht allzu lang, denn er wurde gleich zerbombt. Ich zog mir eine Quetschung zu und kehrte nach Minsk zurück. Noch eine ganze Weile hatte ich eine Halsverkrümmung, aber die Ärzte bescheinigten mir baldige Genesung.

Im Herbst 1944 lernte ich meine Ninotchka kennen. Ich sah sie aus einer Baracke gehen — nicht hoch gewachsen, hübsch und mit großen blauen Augen. Ich fragte «Wie heißt du, Mädchen?». «Nina», antwortete sie. «Ich werde dich heiraten», erwiderte ich und hielt mein Wort.

Nach dem ersten Aufeinandertreffen mit Ninotchka begann ich, sie zu umwerben und nach einiger Zeit schon waren wir ein Pärchen. Sie war ein bisschen älter als ich, schon 1941 beendete sie die 10. Klasse. Ihr Vater hatte bereits im Bürgerkrieg Kriegserfahrung gesammelt und meldete sich sofort freiwillig an die Front, als der Krieg begann. Ihre Mutter war mit vier Kindern zu Hause geblieben, zwei von ihnen waren noch sehr klein. Man hat sie mit großen Schwierigkeiten in die Stadt Frunse (Kirgistan) evakuiert. Der einzige Sohn starb unterwegs. In Frunse empfing man sie nicht sehr freundlich. Sie bekamen ein leeres Zimmer gestellt und wohnten dort zu viert. Der Hunger war allgegenwärtig. Um den Kindern etwas Essbares zu besorgen, begann Ninas Mutter als Hilfsarbeiterin in einer Brotfabrik zu arbeiten. So konnte sie Brot für die Kinder besorgen, was half, den schlimmen Hunger etwas zu dämpfen. Ninotchka konnte sehr gut zeichnen und begann in einem Betrieb zu arbeiten, der Landkarten



Joseph Greifer

herstellte. Dort bekam man auch ein bisschen Suppe und Ninotchka brachte sie den Kindern. 1942 wurde die Ukraine von deutschen Truppen besetzt und die Charkover Architekturhochschule nach Frunse evakuiert. In dieser Zeit kam auch Ninotchkas verletzter Vater zurück zu ihnen. Nach seiner Genesung kehrte er allerdings wieder an die Front zurück. Während er bei seiner Familie weilte, verbesserten sich ihre Verhältnisse ein wenig. Sie bekamen ein neues Zimmer und Ninotchka arbeitete und studierte gleichzeitig an der Charkover Architekturhochschule. Nach der Befreiung von Minsk studierte sie an der Minsker Polytechnischen Hochschule weiter und schloss im Herbst 1949 das Studium dort ab. Wir waren schon verheiratet und hatten einen Sohn — Sergej. Ich absolvierte die Universität dann im Herbst 1950. Ninotchka hatte viele Schulfreunde, die alle samt älter waren, als ich, doch die Jahre im Ghetto machten mich ernster und erwachsener, sodass wir keinen Altersunterschied spürten.



Bild: Ich und Ninotchka. Herbst 1944

Nach zwei gemeinsamen Jahren entschieden wir uns dann, zu heiraten. Ich war sehr glücklich mit ihr und dieses Gefühl hielt mein ganzes Leben lang an.

Ninotschka war im zweiten Studienjahr an der Uni, ich arbeitete als Elektromonteur. Der Bildungsunterschied zwischen uns war sehr groß. Ich verstand, viel nachholen zu müssen, um die Wissenslücken zu schließen, vor allem vor dem Hintergrund, dass alle ihrer Freunde schon vor dem Krieg zehn Klassen beendet hatten. Ich musste fast vier versäumte Jahre aufholen. Zuerst besuchte ich eine Abendschule. Nach einigen Tagen hatten wir ein Diktat zu schreiben - ich machte mehr als 30 Fehler.

Das war pure Zeitverschwendung. Ich verlies die Schule und besuchte von nun an Vorbereitungskurse der Universität. Dort hatten alle schon die neunte Klasse absolviert und ich hatte nur sieben Klassen besucht. Es war wirklich schwer, dort zu studieren. Außerdem hatte ich zu arbeiten, was andere Studierende nicht mussten, sie konnten sich zu Hause auf die Kurse vorbereiten. Ich studierte drei Monate, bis ich verstand, dass dabei nichts Zählbares herauskommen werde, worauf ich mich dazu entschloss, selbstständig zu lernen. Im Stadtsekretariat für Volksbildung bekam ich die Einweisung zur Ablegung der Hochschulreife. Zu dieser Zeit waren es noch drei Monate bis zur Prüfung. Ich arbeitete am Tage, lernte in der Nacht und sollte außerdem noch mit Ninotchka ausgehen. Ich hatte Glück. In der dreizehnten Schule, wo ich mein Abitur ablegen sollte, konnte ich auch eine Prüfung für die Polytechnische Hochschule ablegen. Ich bestand alle Examen und wurde Student.

Man hatte sehr hohe Ansprüche an jeden Studierenden und da keine Abendveranstaltungen angeboten wurden, musste ich nun tagsüber lernen. Außerdem hatten wir an verschiedenen Maßnahmen teilzunehmen, wie zum Beispiel am Wiederaufbau der zerstörten Stadt. Des Weiteren arbeitete ich noch im Betrieb. Morgens zur Arbeit, danach ins Institut, oder umgekehrt, danach wieder zur Arbeit. Als ich das Studium abschloss, war ich bereits leitender Ingenieur einer eigenen Brigade und erledigte schon recht anspruchsvolle Arbeiten, die hohe Qualifikation verlangten. Wir

fuhren übers Land und reparierten Kraftwerke. Das war schwere, aber interessante Arbeit, die viel Erfahrung und Verantwortung abverlangte. Es war auch insofern gefährlich, da wir heimlich immer vom KGB überwacht wurden. So war die Zeit damals. Aber Gott sei Dank hatte dies für uns keine schlimmen Konsequenzen. In der Folgezeit hatte ich erneut großes Glück. Ich bekam eine Arbeitsstelle im Leningrader Versuchslabor, in welchem hochqualifizierte Ingenieure mit umfangreichen praktischen Möglichkeiten und theoretischem Wissen arbeiteten. Sie teilten ihre Erfahrungen mit mir und appellierten immerzu: «geniere dich nicht zu fragen!». Das Wissen, was ich dort vermittelt bekam, war von unschätzbarem Wert und half mir sehr im späteren Leben. Ich übernahm vieles und verstand, dass es wichtig ist, sich allzeit weiterzubilden — sei es über Technik, oder Kultur.

Nach einiger Zeit nahm mein Leben jedoch eine abrupte Wendung.

Ich wurde zu mehrstöckigen, unterirdischen Anlagen abkommandiert, die Langstreckenraketen steuerten. Sie lagen in verschiedensten Gebieten der Sowjetunion. Mir wurde ein spezieller Ausweis ausgehändigt, es war strengstens verboten, über meine Arbeit zu sprechen: wo ich beschäftigt bin und was ich da eigentlich zu tun habe. Meine Aufgabe war die Sicherstellung der Funktionstüchtigkeit der Anlage, insbesondere die Versorgung des Komplexes mit Elektrizität. Alles funktionierte, nur wenn sich die Abnahmekommission ankündigte, begannen die Probleme. Sie verlangten von mir Unmögliches, es war einfach nicht machbar, ihre Anforderungen in vollem Maße zu erfüllen. Sie waren alle samt hohe Offiziere und ich nur Oberleutnant, Diskussionen waren daher unmöglich.

Einmal wurde ich nach Moskau zum Rapport berufen und bat um meine Entlassung. Doch ich fand kein Gehör, sondern wurde postwendend zum Major befördert. Nun war ich mit den Offizieren von der Abnahmekommission auf Augenhöhe. Eine ganze Weile ging das so. Aber es gab noch ein Problem — ich war maximal eine Woche pro Monat oft sogar weniger, daheim und bekam weitere Anlagen bei Moskau und Leningrad zugeteilt. Meine Frau hatte es satt und forderte

meine Kündigung. Daraufhin wurde ich beurlaubt und blieb eine Weile zu Hause, doch nun wurde es materiell schwerer.

Ich kehrte wieder ins Leningrader Versuchslabor zurück. Die Arbeit dort war sehr interessant, aber auch nicht leicht. Ich bin den Kollegen sehr dankbar, die mich zum guten Fachmann machten. Vielen Dank dafür!

Vor dem Krieg spielte ich Mandoline und man brachte mir Klavierspielen bei. Man sagte auch, ich hätte eine gute Stimme gehabt. Der Krieg zerstörte alles. Man hörte keine Musik im Ghetto, niemand sang. Nach dem Pogrom vom 20. November 1941 schwor ich mir, fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr zu singen, wenn ich es überleben sollte — ich habe mein Wort gehalten. Und trotzdem interessierte mich Musik wirklich sehr. In Leningrad war ich einst beim Bruder von Ninotchkas Mutter. Er sagte, dass in Leningrad jener Tage Boris Stokolow Konzerte geben würde und dass wir wie Zwillinge aussähen. Ich war in einem seiner Konzerte und überzeugte mich, dass wir uns wirklich optisch sehr ähnlich waren. Als ich in der Pause ins Foyer kam, fragten mich andere Zuschauer nach Autogrammen — noch eine Bestätigung unserer Ähnlichkeit.

Als ich in Rente ging, war ich neunundsechzig Jahre alt. Die Technik entwickelte sich schnell weiter, neue elektronische Bauelemente, NC-Werkzeugmaschinen und automatisierte



Vater und Mutter gemeinsam. Alltag in der Nachkriegszeit. Minsk, 1948

Arbeitsabläufe wurden entwickelt. Mir waren viele Ingenieure unterstellt, die alle auch um einiges jünger waren, als ich. Um ein guter Chef zu sein, musste ich mir einen hohen Wissensstand aneignen. Ich habe mich dann aber doch dazu entschieden, in Rente zu gehen. Ein neuer Lebensabschnitt begann.

Der erste Urlaubsmonat verlief still. Im Februar rief mich der Stellvertretende Generaldirektor der «Pjarun AG», Michail Abramowitsch Scherling an und bot mir eine Arbeit an. Ich sollte beim Bau eines Umspannwerkes helfen. Aber ich wollte nicht mehr arbeiten und das Gespräch war damit beendet. Scherling war beharrlich und rief mich sehr oft an. Nach drei Monaten gab ich auf und ging zu ihm. Die Aktiengesellschaft befand sich in der Gorky — Straße in zwei Zimmern. Da saßen vier Personen. Einer fragte mich sofort: «Sind Sie Greifer? Ich bin Scherling, ich habe Sie angerufen. Das sind Oleg Konstantinowitsch Machowikow, unser Generaldirektor, und Wladimir Nikolajewitsch Karas, sein Stellvertreter!». «Aus welchem Grunde haben Sie mich gerufen?», fragte ich entgegen.

Der Grund war ein ehemaliger Kuhstall im Dorf Kunzewschina. Uns stand große Arbeit bevor: Ausstattung, Montagearbeiten, Einrichtung, Abstimmung mit der Energieversorgung und schließlich die Abnahmekommission. Außerdem war der Arbeitsort nicht besonders günstig zu erreichen. Deshalb sagte ich Scherling, dass ich den Vorschlag ablehnen müsste. In meinem Alter war das alles schwer zu machen. Aber dann begannen alle damit, mich zu überreden. Dies gelang ihnen schließlich auch. Ich stellte ein paar Ingenieure ein und die Arbeit begann. Ich erstellte einen Arbeitsplan und die Kommission stimmte diesem auch sofort zu — das war kein großes Problem, denn ich hatte einen guten Ruf in Energetikerkreisen.

Ich begann die Ausrüstung für das Umspannwerk auszuwählen, dabei hat mir mein Sohn Sergej sehr viel geholfen. Nicht weit vom Kuhstall (der künftigen Werkhalle) war eine Transformationsstation gelegen. Die provisorische Stromversorgung erfolgte von dort aus. Von dort bezogen wir solange den Strom, bis das eigene Unterwerk fertiggestellt wurde. Das war schwere Arbeit und wir hatten viel zu tun. Es muss darauf hingewiesen werden, dass die Leitung sich sehr

freundlich und aufmerksam uns gegenüber verhielt. Der Generaldirektor war ein erfahrener Ingenieur und guter Fachmann. Es war immer sehr interessant mit ihm zu arbeiten. Nach dem die Ausrüstung installiert war und auf Anweisung des Direktors die ersten Bauarbeiten abgeschlossen wurden, vereinbarte ich mit Montagearbeitern die weiteren Schritte. Wir hatten zwei gebrauchte Krafttransformatoren, allerdings ohne Pässe und Erprobungsprotokolle, erworben. Ich habe mich mit dem Abteilungsleiter der Krafttransformatorenproduktion im Elektrizitätswerk verabredet, brachte unsere Transformatoren dorthin und nach einiger Zeit bekamen wir dann die nötigen Pässe und die Erprobungsprotokolle. Mit den Einrichtern verständigte ich mich über alle notwendigen Erprobungen und Messungen. Als alles fertig war, lud ich die Übernahmekommission der Energieaufsicht und des Kabelnetzes ein. Das Protokoll über die Betriebsübergabe wurde angefertigt. Weiter beschäftigten wir uns mit den Hochspannungskabeln. Während der Bauarbeiten zog man sie hinter einem Traktor her, weshalb die PVC-Hüllen beschädigt waren und wir mussten daher zwei Trassen wieder aufgraben, mit bloßen Händen alles abtasten und die Beschädigungen ausbessern. Die Fachleute aus dem Elektrolabor führten die Erprobung durch und gaben uns die Erlaubnis zum Anschluss an das Verbundnetz. Währenddessen habe ich die Anlagen für den Anschluss der Werkshalle an das Stromnetz der Unterstation installiert. Als dann Spannung anlag, war unsere Arbeit getan. Wir bestellten die Abnahmekommission. Ich dachte, dass an diesem Punkt nun mein Werk vollendet gewesen sei, aber die Leiter des Betriebes schlugen mir vor, weiterzuarbeiten, ich blieb noch siebzehn Jahre dort. Ich lud den Chefenergetiker des Wawilow — Werkes zu uns ein, er stimmte zu und arbeitete nun als Stellvertreter des Chefenergetikers für Wasserversorgung, Heizung, Belüftung und Kanalisation. Er war der geeignete Mann dafür. Ich führte regelmäßig Lehrgänge durch. Wir waren ein gutes Kollektiv und hatten einen hervorragenden Leiter. Alle waren gute Fachleute und erfahrene Organisatoren. Wir hatten weitere eigene Angestellte.

Aber wie sollten wir weiter arbeiten? Wir hatten keine Ersatzteile und kein Werkzeug. Meine Freunde, die Chefenergetiker vom Traktoren

-, vom Motoren-, und Automobilwerk, sowie dem Werkzeugbau teilen glücklicherweise ihre Ausrüstung mit uns — wir konnten weiter arbeiten.

Das Unternehmen entwickelte und erweiterte sich, auch dank der Regierung. Die erste Werkshalle wurde fertiggestellt und das zweite Gebäude gebaut. Neben Nitropenta und Rohrelektroheizungen begannen wir, Stahlrohre zu produzieren (später ist daraus sogar ein selbstständiges Unternehmen geworden).



Großvater Theodor. Minsk, 1934



*Mendel, Mutters Vater. Witebsk,
1935*

Die Erinnerungen kommen nicht der Reihe nach, sondern sind ungeordnet. Ich erinnere mich an meine beiden Großväter. Der Vater meines Vaters lebte in Minsk, der von meiner Mutter in Witebsk.

Mein Großvater väterlicherseits war Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Kommunistischen Partei beigetreten und wurde wegen kommunistischer Propaganda und seiner Teilnahme am Streik 1905 verhaftet. Er ist sein ganzes Leben lang ein einfacher Arbeiter gewesen. Im Herbst 1936 schloss ihn das Zentralkomitee mit der Begründung, er sei eine «Belastung», aus der Partei aus. Es war später Herbst und Großvater ging ohne Mantel und Mütze nach Hause. Er erkältete sich

stark, bekam eine Lungenentzündung und später auch Tuberkulose, worauf er nach einem Jahr schließlich starb. In der Tat haben ihn die Parteibonzen getötet, unser Großvater verkräftete den Ausschluss aus der Partei einfach nicht.

Von Mutters Vater weiß ich nur wenig. Er lebte mit seiner Familie in Witebsk. Die Familie war sehr groß — sie hatten fünf Töchter und einen Sohn. Großvater brannte selbst Schnaps. Man erzählte, dass einst eine Inspektion ins Hause kam und er versuchte, sich im Ofen zu verstecken. Doch mehr als sein Kopf, soll nicht in das Ofenloch hineingepasst haben. Man holte ihn wieder heraus und ließ ihn Strafe bezahlen. Später erzählte er, er sei von jemandem verraten worden.

Nachwort

Am 12. Juli 2011 wurde ich 85 Jahre alt. Ich habe verstanden, dass mir nur noch wenig Zeit bleibt. Ich begann zu schreiben und möchte nun meine Lebensgeschichte abzuschließen.

Mein ganzes Leben kann ich in vier Lebensabschnitte aufteilen:

Der erste Lebensabschnitt — die Vorkriegszeit.

Meine Kindheit und die Schulzeit. Ich hatte viele Freunde in und außerhalb der Schule. Nationalitäten spielten für uns keine Rolle. Wir wussten gar nicht, was das eigentlich ist. Das Wichtigste war uns die Freundschaft. Im Winter fuhren wir weite Strecken Ski, abends liefen wir mit unseren Schlittschuhen im Stadion, im Sommer badeten wir in den Seen, gingen in die Wälder. Ich besuchte den Pionierpalast, beschäftigte mich dort mit Fliegerei, war im Schützenverein, sowie in der Sportgruppe.

Der zweite Lebensabschnitt — der Krieg.

Nach unserem missglückten Fluchtversuch, kehrten wir gezwungenermaßen nach Minsk zurück und gerieten dort ins Ghetto. Unsere Wohnung war dort gelegen. Alle waren bereits weg. Meine

Freunde und Freunde meines Vaters, die außerhalb des Ghettos wohnten und keine Juden waren, halfen uns. Sie riskierten ihr Leben, krochen durch die Absperrung des Ghettos und brachten uns Essen und Kleidung. Die Freundschaft war stärker, als der Faschismus.

Der dritte Lebensabschnitt — das Studium.

Nach unserer Flucht aus dem Nazitransport begann ein anderes Leben. Schon 1945 ging ich an die Hochschule. Nach Abschluss des Studiums wurde ich Elektroingenieur. Ich arbeitete, lernte viel und wurde ein guter Fachmann. Ich leitete viele schwierige Arbeitseinheiten.

Der vierte Lebensabschnitt — die Familie.

1946 heiratete ich Ninotchka und wir lebten 65 Jahre in Liebe und Eintracht. Ich liebte meine Frau sehr, mit der ich zwei Söhne großzog.



*Bild: Zusammen mit Ninotchka und ihren Schwestern Natalia und Soja.
Minsk, 2007*

Sie sind auch Elektroingenieure geworden. Wir haben auch drei Enkel, eine Enkelin und schon einen Urenkel.

Meine Frau starb am 29. Dezember 2008. Für mich folgte eine furchtbare Zeit, ich dachte, ich würde diesen schweren Schlag nicht überleben. Ich bekam eine Lähmung in den Beinen. Der Psychotherapeut lehrte mich aufs Neue, zu gehen. Die Rehabilitation gelang dennoch nicht vollständig.

Ich kann mit Sicherheit sagen, dass ich meine Mission auf dieser Welt erfüllte. Ich gewann viele neue Freunde, doch die alten, die schon längst tot sind, bleiben für immer in meinem Herzen.

Man muss auch hinzufügen...nach dem Krieg sah ich, wie das deutsche Volk gelitten hatte. Es blieben viele Witwen und Waisenkinder zurück.

In Dankbarkeit für die große Hilfe bei dieser Arbeit: Eduard Samojlow, Anna Maruschkewitsch, Ekaterina Dudko und Kusma Kosak, und den Übersetzern aus dem Russischen: Jürgen Eberhardt, Maria Patschepko, Anastasia Popkowa, Maximilian Vörtler

Studentische Betreuung durch: Jürgen Eberhardt, Staatliche Linguistische Universität Minsk

Studenten: Maria Patschepko, Anastasia Popkowa

Technische Universität Dresden: Maximilian Vörtler, Mitarbeiter Geschichtswerkstatt, Student



Minsk, 2012

Научное издание

ГРАЙФЕР Иосиф

Короткий рассказ о длинной жизни. Свидетельства трагедии и борьбы в Минском гетто 1941—1944 гг.

Josef Greifer

Kurze Erzählung eines langen Lebens. Augenzeugenbericht einer Tragödie und Kampf im Minsker Ghetto 1941 — 1944

Под редакцией *К. И. Козака*
Корректор *Л. В. Наливкин*

Фармат 60х84 1/16. Бумага офсетная.
Печать цифровая.
Усл. печ. стр. 6,29. Уч.-изд. стр. 4,7.
Тираж 200 экз. Заказ 389

Издатель И. П. Логвинов .
ЛИ №02330/0494468 от 08.04.2009.
Пр-т Независимости, 19-5, 220050, г. Минск.

Напечатано с оригинал-макета заказчика на
копировально-множительной технике ИП Логвинова